

Die *Entmischung der Elemente* im menschlichen Lebensraum bildet ein Schwerpunktthema im Arbeitskollegium der Anthroposophischen Gesellschaft in Deutschland. Neben der inhaltlichen Arbeit bei den Sitzungen des Arbeitskollegiums sind auch entsprechende Forschungsakzentuierungen und thematische Veranstaltungen geplant.

Mischung und Entmischung der Elemente

Wolf-Ulrich Klünker

Die spürbar veränderten Umweltwirkungen der vergangenen Jahre bringen die Frage nach den Elementarkräften wie von außen an den Menschen heran. Gleichsam mit Naturnotwendigkeit drängt sich das Problem auf, warum sich die Temperaturen verändern (das Element der Wärme), warum der Wind stürmischer zu werden scheint (das Luftelement), warum Niederschläge in lange nicht gekannter Vehemenz auftreten (das Element des Wassers). Es wird – im Sinne des ökologischen Bewußtseins – bereits öffentlich erörtert, inwiefern der Mensch für diese elementaren Entwicklungen verantwortlich ist.

In der Tat scheint sich in der Witterung eine Entmischung der Elemente zu vollziehen. Was für die Natur im allgemeinen gilt, zeigt sich insbesondere an der Witterung: sie ist nicht unabhängig vom Menschen zu denken, schließlich nicht vollständig «verobjektivierbar». Die Wirkungen der Witterung haben unmittelbaren Einfluß auf das *Leben* des Menschen, die Witterung tritt auf für das menschliche *Erleben*. Selbstverständlich sind beispielsweise Windgeschwindigkeiten, Temperaturangaben oder Wassermassen durch naturwissenschaftliche Quantitätsangaben «objektiv» zu erfassen. Dennoch steht der Mensch als lebendes und erlebendes Wesen unmittelbar in den Wirkungen. Daran wird deutlich, was für den Elementarbereich und den Lebensprozeß im Ätherischen charakteristisch ist: daß eine Differenzierung nach innen (erlebender Mensch) und außen (die «Natur») nur eine Teilwirklichkeit beschreibt.

Der Mensch steht als lebendes, erlebendes und handelndes Wesen im Naturzusammenhang. Auf drei Ebenen des Lebens, Erlebens und Handelns ist zu betrachten, welche Wirkung der Mensch auf die Witterung und hier insbesondere auf die zu beobachtende Entmischung der Elemente ausübt. Was habe ich damit zu tun, wenn Wasser, Luft und Wärme bzw. Kälte nicht mehr in einem Mischungsverhältnis auftreten, das, im Sinne eines harmonischen Aufeinanderbezogenseins, die in ihrer Selbstständigkeit zerstörenden und ausufernden Elementargewalten zusammenhält? Was habe ich damit zu tun, wenn die Witterung durch einen solchen Entmischungs- und Entfesselungsvorgang unmenschlicher wird? Letztlich läßt sich die Problemstellung auf die Frage zuspitzen, ob es unter heutigen Bewußtseins- und Realitätsbedingungen sinnvoll sein kann, von einer magischen Wirkung des Menschen auf die Natur zu sprechen. Dabei dürfte selbstverständlich sein, daß weder ein archaisches oder vom Aberglauben bestimmtes Magieverständnis zu einer Antwort führt, noch der Ausweg in der Verobjektivierung des Naturzusammenhangs außerhalb des Menschen gesucht werden kann. Regenmacherei oder deren Gegenteil werden dem Problem nicht gerecht; auf kosmische, witterungshistorische oder bloß natürliche Entwicklungsgesetze zu starren, entläßt den Menschen zu früh aus der Verantwortung.

Daß sich der Mensch als lebendes, erlebendes und handelndes Wesen im Naturzusammenhang begreifen lernt, setzt die Ausbildung einer entsprechenden Anschauungs- und Verständnisweise voraus. Begrifflich etwas formaler ausgedrückt, geht es also um ein Verständnis ätherischer Wirklichkeit und der Elementarwelt. Das Gegenteil von Verobjektivierung der Natur ist eine Wesensbetrachtung – allerdings kann der bloße Begriff des Elementarwesens oder die Postulierung eines ätherischen Zusammenhangs nur der erste Schritt sein. Es handelt sich um das Konstitutionsproblem menschlicher Lebenswirklichkeit, das sich heute in bezug auf die Entwicklung der Natur in den letzten Jahrzehnten von selbst stellt. Rudolf Steiner hat im Zusammenhang der Karmavorträge im Sommer 1924 vom «Lesen im Buch der Natur» gesprochen. Dieses Lesen wieder zu lernen, bildet eine Voraussetzung, um individuelle Schicksalsentwicklung überhaupt verstehen zu können. Auch in diesem Sinne zeigt sich für den Elementarbereich eine geisteswissenschaftliche Forschungsaufgabe, die zu berücksichtigen hat, daß Naturverständnis und Schicksalserkenntnis für die Zukunft kaum noch voneinander zu trennen sind.

Als ein erster Schritt einer solchen Forschungshaltung folgt hier das kleine Werk von Thomas von Aquin «Über die Mischung der Elemente», vermutlich zum ersten Mal ins Deutsche übersetzt. Die kurze Schrift ist wichtig, weil sie (zumindest indirekt) die Entstehung von Wirklichkeit und die Zusammensetzung der Welt thematisiert. Sie stellt dabei das gegenwärtige Wirklichkeitsverständnis radikal in Frage. – Auch aus Platzgründen wird an dieser Stelle lediglich eine kurze Erläuterung von Thomas' Ausführungen hinzugefügt; eine ausführliche Auslegung, auch im Hinblick auf menschenkundliche Konsequenzen, folgt im Osterheft der «Mitteilungen». Dann (oder in einer weiteren Fortsetzung) wird auch Gelegenheit sein, auf größere Zusammenhänge der aristotelischen Elemente- und Ätheranschauung einzugehen.

Die Schrift des Thomas «Über die Mischung der Elemente»

Das kleine Werk ist vermutlich Anfang der 70er Jahre des 13. Jahrhunderts entstanden und, wie auch Thomas' Schrift «Über die Bewegung des Herzens»,¹ an einen gewissen «Magister Philippus» gerichtet. Wer «Magister Philippus» war, ist nicht weiter bekannt. Der Übersetzung liegt der lateinische Text der im Turiner Verlag Marietti erschienenen Thomas-Ausgabe zugrunde.² Überlieferungsgeschichtlich war die kleine, ursprünglich eigenständige Schrift zeitweise in Thomas' Kommentar zu dem Werk «Über Entstehen und Vergehen» des Aristoteles eingefügt, aus dem sie aber philologisch eindeutig wieder abgegrenzt und herausgelöst werden konnte.

Thomas geht in äußerst nüchterner und unspektakulärer Weise einer weitreichenden Fragestellung nach: Wie kann die gesamte irdische Wirklichkeit aus den Elementen gebildet sein? Dabei ist das Problem zu lösen, warum sich die Elemente Erde, Wasser, Luft und Feuer (bzw. Wärme) in einer fortdauernden Mischung halten, ohne sich gegenseitig zu zerstören. Denn beispielsweise Feuer und Wasser sind entgegengesetzt – das Feuer

¹ Thomas von Aquin: Über die Bewegung des Herzens – De motu cordis. In: Ders.: Über die Einheit des Geistes. Hrsg. von Wolf-Ulrich Klünker. Stuttgart 1987.

² Thomas von Aquin: Opuscula philosophica. Hrsg. von Raymundus M. Spiazzi. Turin 1954 (Edition 1973); S. 153ff.

kann das Wasser zur Verdunstung bringen, d. h. in Luft auflösen, und das Wasser kann das Feuer löschen. Dennoch verbinden sich beide Elemente in den Dingen der Welt, sie bleiben in Mischung, ohne wieder auseinanderzufallen oder sich gegenseitig aufzulösen.

Thomas beginnt, wie in der scholastischen Argumentation vielfach üblich, mit der Darstellung von aus seiner Sicht problematischen Auffassungen. Die Erörterung dieser Positionen umfaßt immerhin mehr als drei Viertel der Schrift. Erst mit dem Absatz «Man muß also eine andere Verständnisweise finden ...» beginnt Thomas, seine eigene Auffassung darzustellen. Die Konstitution der Wirklichkeit aus Form und Materie, die Bedeutung der Elemente, der Begriff der Substanz – Schlaglichter eines exakten Weltverständnisses, das die gegenwärtige Sicht der Wirklichkeit in Frage stellt (auch die wissenschaftlichen Erklärungen!). Thomas entwickelt einen Erkenntnisansatz für Materie und Substanz, der die Möglichkeit bietet, geistige Wirksamkeit im irdischen Sein zu verstehen. Dazu ist allerdings notwendig, eine Weltsicht zu überwinden, die schon längst selbstverständlich geworden ist. Daß ein solches Unterfangen gewisse Verständnisforderungen stellt und den guten Willen fordert, sich in die ungewohnte Sprache des Thomas einzulesen, braucht kaum erwähnt zu werden.

Thomas fügt zu den Begriffen Materie und Form am Ende denjenigen der Kraft hinzu. Damit begründet er die Möglichkeit, daß sich die Elemente zu denjenigen Körpern mischen, aus denen die Welt besteht. Der hier entwickelte Ansatz ist nicht nur für das Mittelalter gültig. Er kann zum Ausgangspunkt werden, um für die elementare Wirklichkeit ansatzweise zu klären, was Rudolf Steiner meinte, wenn er von der Bedeutung des Aristotelismus für die Geisteswissenschaft und des Thomas von Aquin für eine Naturwissenschaft der Gegenwart und Zukunft sprach.³ Insbesondere die Gestalt aristotelischen Denkens, wie sie im Werk des Thomas von Aquin aber auch des Albertus Magnus erscheint, zeigt ein Naturverständnis und -erleben, das die Welt exakt beobachtet, durchdenkt und trotzdem nicht geistverlassen begreift.

Über die Mischung der Elemente

De mixtione elementorum ad Magistrum Philippum

Thomas von Aquin

Es ist doch für viele fraglich, auf welche Weise die Elemente in Mischung sind:

Für einige hat es den Anschein, daß die substantiellen Formen der Elemente bleiben, nachdem die aktiven und passiven Qualitäten der Elemente auf irgendeine Weise durch eine Veränderung zu einem Mittleren gemacht worden sind. Wenn sie (die substantiellen Formen der Elemente) nämlich nicht fort dauern würden, scheint es sich um eine Zerstörung der Elemente zu handeln – und nicht um eine Mischung.

³ Vgl. Rudolf Steiner, Die Philosophie des Thomas von Aquino. (GA 74) Außerdem: Ders., Die Weltgeschichte in anthroposophischer Beleuchtung. (GA 233) Sowie die sog. «Karma-Vorträge» vom Sommer 1924 (insb. GA 237).

Außerdem: Wenn die substantielle Form des gemischten Körpers eine Wirklichkeit der Materie wäre, ohne daß die Formen der einfachen Körper vorausgesetzt wären, dann würden die einfachen Körper der Elemente ihren Sinn verlieren. Es ist nämlich das Element, woraus etwas zuerst zusammengesetzt ist, und es besteht in ihm, und es ist der Art (species) nach unteilbar. Würde man nämlich die substantiellen Formen weglassen, so wäre der gemischte Körper nicht so aus den einfachen Körpern zusammengesetzt, daß sie in ihm fort dauern würden. Es ist jedoch nicht möglich, daß es sich so verhält, denn es ist nicht möglich, daß die Materie im Hinblick auf ein und denselben (Gegenstand) unterschiedliche Formen der Elemente aufnimmt. Wenn also die substantiellen Formen der Elemente im gemischten Körper erhalten werden, so müssen sie verschiedene Teile der Materie beinhalten. Verschiedene Teile der Materie kann es aber nur aufgrund einer vorausgesetzten Quantität in der Materie geben. Aus der in Quantität existierenden Materie und der dazukommenden substantiellen Form entsteht aber der physische Körper. Demnach trifft auf unterschiedliche Teile der Materie, die durch Formen der Elemente bestehen, der Begriff von mehreren Körpern zu. Daß viele Körper zugleich sind, ist aber nicht möglich. Also werden die vier Elemente in keinem Teil des gemischten Körpers sein; und wird es keine wirkliche Mischung geben, sondern der sinnlichen Wahrnehmung nach, wie es auch bei einer Anhäufung unsichtbarer oder ihrer Kleinheit wegen sinnlich nicht wahrnehmbarer Körper der Fall ist.

Ferner: Jede substantielle Form benötigt in der Materie eine eigene Disposition, ohne die sie nicht sein kann. Daher ist eine Veränderung (in der Materie) der Weg zum Entstehen und zum Vergehen. Es ist aber nicht möglich, daß in ein und demselben (Gegenstand) die eigene Disposition, die zur Form des Feuers benötigt wird, mit derjenigen zusammenkommt, die zur Form des Wassers benötigt wird, weil Feuer und Wasser im Hinblick auf solche Dispositionen gegensätzlich sind. Gegensätzliches kann aber nicht zugleich in angemessener Weise in ein und demselben (Gegenstand) sein. Deshalb ist es nicht möglich, daß in demselben Teil des Gemischten die substantiellen Formen des Feuers und des Wassers sind. Wenn also das Gemischte entsteht und die substantiellen Formen der einfachen Körper fort dauern, so folgt, daß es keine wirkliche Mischung gibt, sondern nur für die sinnliche Wahrnehmung von Teilen, die gewissermaßen direkt beieinander liegen und wegen ihrer Kleinheit (einzeln) nicht wahrnehmbar sind.

Einige wollten beide Begründungen vermeiden und verfielen in noch mehr Unzutreffendes. Um nämlich die Mischungen der Elemente von deren Zerstörung zu unterscheiden, lehrten sie, die substantiellen Formen der Elemente würden zwar im Gemischten auf irgendeine Weise fort dauern. Aber um nicht gezwungen zu werden, zu sagen, es handele sich um eine Mischung für die sinnliche Wahrnehmung und nicht der Wirklichkeit nach, vertraten sie, die Formen der Elemente dauerten im Gemischten nicht vollständig fort, sondern sie würden auf ein gewisses Mittleres zurückgeführt. Sie sagen, die Formen der Elemente würden mehr oder weniger (Materie) aufnehmen und besäßen unter sich eine Gegensätzlichkeit. Weil dies aber offenkundig der allgemeinen Auffassung und den Aussagen des Philosophen (Aristoteles) widerspricht, der in den «Kategorien»¹ darlegt, daß der Substanz nichts Gegensätzliches zukommt

¹ Categ. c. 5, 3 b 24, 33.

und daß sie nicht mehr oder weniger aufnimmt – deshalb gehen sie noch weiter und behaupten, die Formen der Elemente seien höchst unvollkommen, nämlich der ersten Materie nahe verwandt. Daher seien sie (die Formen der Elemente) ein Mittleres zwischen den substantiellen und den akzidentiellen Formen. Und so könnten sie, insofern sie der Natur akzidenteller Formen nahe kommen, mehr oder weniger aufnehmen, wengleich sie untereinander Gegensätzlichkeit besäßen.

Diese Auffassung ist jedoch in mehrfacher Hinsicht nicht tauglich: Erstens, weil ein Mittleres zwischen Substanz und Akzidens gänzlich unmöglich ist – es wäre nämlich ein Mittleres zwischen Bejahung und Verneinung. Denn es ist dem Akzidens eigen, im Subjekt zu sein, der Substanz dagegen, nicht im Subjekt zu sein. Die substantiellen Formen sind zwar in der Materie, nicht aber im Subjekt. Denn das Subjekt ist dieses Etwas; die substantielle Form ist dasjenige, das das Subjekt als dieses Etwas hervorbringt, es aber nicht zur Voraussetzung hat.

Ebenso ist es lächerlich zu behaupten, es gäbe ein Mittleres zwischen etwas, das nicht von einer Gattung (genus) ist. Denn das Mittlere und die Extreme müssen von derselben Art sein, wie im zehnten Buch der «Metaphysik»² gesagt wird. Also kann nichts ein Mittleres zwischen Substanz und Akzidens sein.

Ferner ist es nicht möglich, daß die substantiellen Formen mehr oder weniger (Materie) aufnehmen. Denn jede Form, die mehr oder weniger aufnimmt, ist durch das Akzidens teilbar – in einem solchen Maße kann nämlich das Subjekt mehr oder weniger an ihr teilhaben. Im Hinblick auf die Teilbarkeit durch sich selbst oder durch ein Akzidens kann es sich um eine kontinuierliche Bewegung handeln, wie im sechsten Buch (des Aristoteles) über die «Physik»³ deutlich wird. Was durch sich selbst teilbar ist, sind nämlich Ortveränderung sowie räumliche und quantitative Vergrößerung und Verkleinerung; was dagegen mehr oder weniger aufnimmt, wie das Wärme und das Weiße, ist eine qualitative Veränderung. Wenn also die Formen der Elemente mehr oder weniger aufnehmen, dann wird das Entstehen ebenso wie das Vergehen der Elemente eine kontinuierliche Bewegung sein – was nicht möglich ist. Denn eine kontinuierliche Bewegung gibt es nur in drei Gattungen (genus): in der Quantität, der Qualität und im Wo, wie (von Aristoteles) im fünften Buch der «Physik»⁴ gezeigt wird.

Ferner: Jede Verschiedenheit in der substantiellen Form verändert die Art (species). Was aber mehr oder weniger aufnimmt, unterscheidet sich von dem, das weniger ist, und ist ihm in gewisser Weise entgegengesetzt, wie mehr Weiß und weniger Weiß. Wenn also die substantielle Form des Feuers mehr oder weniger aufnimmt, so wird das mehr Gewordene oder das weniger Gewordene die Art (species) verändern, und zwar nicht in derselben Form, sondern in einer anderen. Das führt der Philosoph (Aristoteles) im achten Buch der «Metaphysik»⁵ aus: wie sich die Art durch Hinzufügen und Wegnehmen in der Zahl ändert, so auch in der Substanz.

Man muß also eine andere Verständnisweise finden, in der die Wirklichkeit der Mischung erhalten bleibt und die Elemente nicht vollständig zerstört werden, sondern in irgendeiner Weise im Gemischten fort dauern.

2 Metaph. X c. 7, 1057a 20.

3 Physic. VI, c. 1, 2, 231 b 15, 233 b 15.

4 Physic. V c. 1, 225 b 9.

5 Metaph. VIII c. 3, 1043 b 36 – 1044 a 2.

Deshalb ist zu bedenken, daß die aktiven und passiven Qualitäten der Elemente untereinander gegensätzlich sind und mehr oder weniger aufnehmen. Aus gegensätzlichen Qualitäten, die mehr oder weniger aufnehmen, kann eine mittlere Qualität entstehen, die die Natur beider Extreme kennt wie das Blasse zwischen dem Weißen und dem Schwarzen und das Laue zwischen dem Warmen und dem Kalten. So entsteht unter Aufgabe der hervorstechenden Qualitäten der Elemente aus ihnen eine mittlere Qualität; diese ist die dem gemischten Körper eigene Qualität, die jedoch, dem Mischungsverhältnis entsprechend, in unterschiedlichen (Körpern) verschieden ist. Und genau diese Qualität ist die eigentliche Disposition zur Form des gemischten Körpers – wie die einfache Qualität zur Form des einfachen Körpers. Wie sich also die Extreme in der Mitte finden, die an der Natur beider teilhat, so finden sich die Qualitäten der einfachen Körper in der eigentlichen Qualität des gemischten Körpers. Die Qualität des einfachen Körpers ist nämlich etwas anderes als eine substantielle Form, und sie wirkt dennoch in der Kraft der substantiellen Form; so würde die Wärme nur wärmen, nicht aber würde die substantielle Form durch ihre Kraft in die Wirklichkeit überführt werden. Denn nichts wirkt außerhalb seiner Art (species).

So bleiben die Kräfte der substantiellen Formen einfacher Körper in den gemischten Körpern erhalten. Demnach sind die Formen der Elemente in gemischten (Körpern) nicht der Wirklichkeit nach (actu), sondern der Kraft nach. Das lehrt auch der Philosoph (Aristoteles) im ersten Buch des Werkes über «Entstehen und Vergehen»⁶: «So bleiben die Elemente im Gemischten nicht der Wirklichkeit nach (actu), wie der Körper und das Weiße, noch vergehen sie, noch werden beide oder eines von beiden verändert – erhalten bleibt nämlich ihre Kraft.»

Glaube und inneres Licht

Georg Kühlewind

Das Wort *Glaube* und auch das Zeitwort *glauben* finden wir im Neuen Testament unvergleichlich öfter als im Alten Testament, in dem sie vor allem in den Psalmen und bei den Propheten vorkommen. Im Neuen Testament wird das Zeitwort hauptsächlich im Johannes-Evangelium (etwa viermal mehr als in den andern zusammen) sowie in den Paulus-Briefen und im Hebräer-Brief verwendet, wie auch im ersten Johannes-Brief. Man kann daraus den Schluß ziehen, daß im Neuen Testament dieser Begriff viel bewußter gebraucht wird, weil davon eine bewußte Erfahrung existiert. Es entsteht die Frage nach der Bedeutung dieser Wörter, denn es ist von vornherein klar, daß sie nicht im heutigen trivialen Sinn gemeint waren: Glauben im Gegensatz zu Erkennen bzw. Wissen.

Charakteristische Stellen im Neuen Testament sollen ausgehend vom Johannes-Evangelium (besonders Joh 20, 8–9) näher untersucht werden. Vorangehend wird beschrieben (20, 1), daß Maria Magdalena zum Grab des Herrn geht und sieht, daß der Stein vom Grab weggenommen worden ist. Sie teilt dies Simon Petrus und dem

6 De generat. et corrupt. I c. 10, 327 b 29–31.